

und -teichen, Pingen, Halden und diversen Bauten erhalten sind. Die Darstellung der zahlreichen Bergbaureviere folgt einem bestimmten Schema, indem zunächst die Erzlagerstätten vorgestellt werden, woran sich eine Zeittafel des Bergbaus (noch dem obigen Periodisierungsschema) anschließt, um dann – nach den Hauptperioden des Bergbaus gegliedert – die technischen Denkmäler darzustellen. Viele Zeichnungen und Pläne veranschaulichen die Ausführungen. Auch ein Kapitel über die Hüttenwerke des Erzgebirges fehlt nicht. Mit der Darstellung korrespondiert ein umfangreicher Bildtafelteil, dessen Qualität allerdings aufgrund des angewandten Druckverfahrens (Books on Demand) hinter der Originalausgabe zurückbleibt. Der Abschnitt über die Archivquellen zur Geschichte des erzgebirgischen Bergbaus (S. 461-466) müsste natürlich aktualisiert werden.

Obwohl in diesem ‚Klassiker‘ von Wagenbreth und Wächtler manches überholt, anderes antiquiert ist und wie aus der Zeit gefallen wirkt, ist das Buch als Gesamtdarstellung nach wie vor geeignet, das Interesse an der Geschichte des sächsischen Bergbaus zu wecken und notwendiges Grundwissen zu vermitteln. Deshalb ist der Nachdruck begrüßenswert. Wie sehr sich der Forschungsstand aber in manchen Bereichen bereits in den 1990er-Jahren rasant verändert hat, mag der Hinweis auf die wüste Bergstadt Bleiberg verdeutlichen, die in diesem Buch gar nicht vorkommt (dazu nun W. SCHWABENICKY, Der mittelalterliche Silberbergbau im Erzgebirgsvorland und im westlichen Erzgebirge unter besonderer Berücksichtigung der Ausgrabungen in der wüsten Bergstadt Bleiberg bei Frankenberg, Chemnitz 2009), oder auf die neueren montanarchäologischen Forschungen in Dippoldiswalde, das als Bergstadt im vorliegenden Werk nur kurz gestreift wird (siehe S. 326). Mehrere neue Sammelbände ermöglichen es, sich den aktuellen Forschungsstand zu erschließen: R. SMOLNIK (Hg.), Aufbruch unter Tage, Dresden 2011; Y. HOFFMANN/U. RICHTER (Hg.), Die Frühgeschichte Freibergs im überregionalem Vergleich, Halle/Saale 2013; R. SMOLNIK (Hg.), Silberrausch und Bergeschrey, Langenweißbach 2014.

Die Forschung geht also in Riesenschritten weiter, doch sollte dabei nicht aus dem Blick geraten, dass neben der Technikgeschichte und der Montanarchäologie auch die Landesgeschichte unverzichtbar ist, um ein komplexes Bild der sächsischen Bergbaugeschichte zu zeichnen. Insofern ist die nun nachgedruckte Bergbaugeschichte des Erzgebirges auch ein Ansporn, über den dort dargestellten Forschungsstand, der nun ein Vierteljahrhundert alt ist, bald hinauszukommen und eine umfassende Geschichte des Bergbaus in Sachsen zu schreiben.

Leipzig

Enno Bünz

WARREN ALEXANDER DYM, *Divining Science*. Treasure Hunting and Earth Science in Early Modern Germany (Studies in Central European Histories, Bd. 52), Brill, Leiden/Boston 2011. – XII, 218 S., 9 Abb., geb. (ISBN: 978-9-004-18642-2, Preis: 107,00 €).

Das Titelbild ist klug gewählt, denn es fasst auf seine Weise die Fragestellung des gesamten Buches zusammen: Zu sehen ist eine Abbildung aus Balthasar Rößlers *Bergbauspiegel* (Dresden 1700) mit einer idealisierten Bergbauszene, in der ein Markscheider die Erkundung eines möglichen Fundortes durch einen Rutengänger überwacht. Gleichzeitig sind über die zu erkundende Fläche schachbrettartige Linien gezogen, die den Eindruck von Wissenschaftlichkeit erzeugen sollen – und den modernen Betrachter an Verfahren wie Bodenradar- und Erdmagnetfeldmessungen erinnern.

Die Frühe Neuzeit lässt sich als Frühmoderne auffassen, in der archaisch-vor-moderne und moderne Denkmuster und Handlungsweisen aufeinandertrafen und in spezifischen Rationalisierungs- und Professionalisierungsprozessen besondere Mischformen entstehen ließen. Einer solchen wendet sich Warren Alexander Dym in seiner Studie über Schatzgraben und Lagerstättenkunde am Beispiel des sächsischen Erzgebirges vom 16. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert zu. Die Suche nach neuen Lagerstätten mithilfe einer (Wünschel-)Rute beschreibt er zunächst als eine magische Praxis, die zu Beginn des Untersuchungszeitraums allgemein anerkannt wurde – wie das Porträt des Berghauptmannes Christoph von Schönberg zeigt, der sich mit einem solchen Instrument darstellen ließ. Dabei vermieden die Zeitgenossen zumeist den Begriff der Wünschelrute, um das Verfahren deutlich von magischen Praktiken abzugrenzen. So gut wie alle bedeutenden Autoren, die sich im 16. Jahrhundert mit dem Bergbau auseinandersetzten, verurteilten zwar den Glauben an Berggeister und alle damit verbundenen Rituale und Praktiken, das sogenannte Rutengehen hingegen nahmen sie alle davon aus – entweder wie Georg Agricola, weil sich die Praxis bei den Bergleuten so allgemeiner Beliebtheit und Verbreitung erfreute und sich sein Nutzen erst noch erweisen müsse, oder wie Jean Bodin, der zwar dabei verborgene Kräfte wirken sah, ähnlich denen am Kompass, sie aber als natürliche Teile der göttlichen Schöpfung betrachtete.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts verknüpfte der Bamberger Pfannerherr Johann Thölde in einer Abhandlung die aus der Antike überkommene Vorstellung der *Witterung*, die er als Atmung der lebendigen Erze und Mineralien im Erdinnern verstand, mit der Praxis des Rutengehens: die als natürliche Erscheinungsform aufgefasste Witterung vermittele demnach eine Art Wechselwirkung zwischen dem unbekanntem verborgenen Erzgang einerseits und der Rute in den Händen des kundigen Bergmannes andererseits. Auf Thöldes, wenn man so will, Korpuskulartheorie wurde in der Folge bis weit ins 18. Jahrhundert hinein immer wieder Bezug genommen, um das Rutengehen zu erklären und gegen Hexereivorwürfe zu verteidigen. Auf diese Weise wurde die magische Praxis scheinbar rationalisiert und blieb auch bei den Eliten salonfähig, während andere Formen magischen Denkens und Handelns zunehmend in die Kritik gerieten. Dym betont dabei, dass sich in Sachsen eine spezifische Bergbaukultur herausgebildet hatte, die sowohl den einfachen Hauer vor Ort als auch die lokalen und Dresdner Eliten in gewisser Weise bis hinauf zum Kurfürsten umfasste. In dieser Bergbaukultur blieben zumindest bestimmte Elemente der bergmännischen Volkskultur auch im Diskurs der Eliten erhalten und wurden scheinbar rationalisiert in Form der Bergwissenschaft des 17. Jahrhunderts.

Dym führt zwei Beispiele an, die die anhaltende Präsenz der magischen Praxis zeigen: zu Beginn des 18. Jahrhunderts beauftragte die kurfürstliche Verwaltung einen Rutengänger aus dem Erzgebirge mit der Erkundung möglicher Salzlagerstätten in der Dübener Heide und noch in der Mitte des Jahrhunderts sind sie offiziell für das Oberbergamt in Freiberg tätig. Selbst nach der Gründung der Bergakademie blieb die Praxis im Diskurs: gegen Ende des Jahrhunderts stand mit dem Freiburger Professor Ferdinand Reich ein Markscheider in Verbindung, der die Wirksamkeit der (Wünschel-)Rute, Thöldes alte Überlegungen aufgreifend, mit den neuen elektrischen Theorien Voltas und Galvanis zu erklären versuchte.

Die genannten beiden Beispiele werden noch aussagekräftiger, wenn man sich die zunehmend kritische Haltung der Eliten gegenüber anderen magischen Praktiken und Vorkommnissen vor Augen führt: Fast zur gleichen Zeit, als sich die landesherrliche Verwaltung im Fall der Dübener Salzquellen Hilfe von einem Rutengänger versprach, zeigte sie sich bei der sogenannten Annaberger Krankheit, einem unterstelltem Schandzauber, mehr als skeptisch und unterließ es schließlich nach eingehender Prüfung,

ernsthafte Untersuchungen gegen die Beschuldigten aufzunehmen. Welchen Stellenwert jedoch das Rutengehen einnahm und welchen Status insbesondere die Freiburger Rutengänger innehatten, lässt sich am Beispiel der Dübener Untersuchung zeigen: ein einfacher Hauer erhielt dabei wöchentlich einen Taler und neun Groschen, ein Steiger immerhin schon zwei Taler; der Rutengänger wurde zwar nicht so gut wie die beiden Leiter der Expedition entlohnt, die jeweils für eine insgesamt vierwöchige Tätigkeit ungefähr 38 Taler erhielten, bekam aber dennoch sieben Taler und 19 Groschen für Reisekosten und gute drei Wochen Arbeit ausbezahlt.

Dym weist ferner darauf hin, dass die Bergbaukultur stark durch Männlichkeit und männliche Ehrkonzepte geprägt gewesen sei, wohingegen das weibliche Element so gut wie gänzlich fehle. Dieser Umstand habe dazu beigetragen, dass die magische Praxis des Rutengehens im gesamten 18. Jahrhundert kaum in Frage gestellt wurde, sondern im Bergbau vielmehr weiter ausgeübt und beachtet wurde – ganz im Gegensatz zur vor allem, wenn auch keineswegs ausschließlich weiblich konnotierten Hexerei: Unter den Männern (ohnehin weitaus weniger), die der Hexerei überführt und hingerichtet wurden, befand sich in Sachsen kein einziger Rutengänger.

Warren Alexander Dym hat mit seiner Studie, die aus einem Dissertationsprojekt an der University of California, Davis, hervorging, einen kenntnisreichen Blick auf die frühneuzeitliche Bergbaukultur des Erzgebirges aus der Perspektive einer modernen Kulturgeschichte geworfen, die unbedingt Aufmerksamkeit finden und Anlass zu weiteren Forschungen bieten sollte. Innerhalb der Landesgeschichte waren Forschungen zum erzgebirgischen Montanwesen bislang vor allem wirtschafts- und wissenschaftsgeschichtlich geprägt, Elemente von Modernisierung und Rationalisierung standen im Vordergrund, während archaische, vormoderne Aspekte der Bergbaukultur als Relikte eher aus den Augen gerieten. Die vorliegende Arbeit zeigt auf, dass auch die Beschäftigung mit solchen scheinbaren Randphänomenen ungeheuer aufschlussreich sein und das Bild der Montanregion Erzgebirge bereichern und weiter differenzieren kann.

Leipzig

Sebastian E. Richter

ELKE SCHLENKRICH, *Gevatter Tod*. Pestzeiten im 17. und 18. Jahrhundert im sächsisch-schlesisch-böhmischen Vergleich (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Bd. 36), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013. – 491 S., 10 s/w Abb., 24 Tab., geb. (ISBN: 978-3-515-10620-7, Preis: 86,00 €).

Elke Schlenkrich legt mit ihrer für den Druck leicht überarbeiteten, aktualisierten und um einen Editionsteil ergänzten Habilitationsschrift eine wahrlich umfassende Beschreibung und Analyse der frühneuzeitlichen Pestzüge zwischen 1679/80 und 1713/14 vor. Das von seiner Bevölkerungsstruktur sowie den politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Bedingungen heterogene und bisher in der Forschung weitgehend vernachlässigte Untersuchungsgebiet (Kap. 1.4.4), in dem nicht nur die Städte verschiedener Größenordnung berücksichtigt werden, sondern – was alles andere als selbstverständlich ist – auch die Dörfer einbezogen sind, stellt zwar eine arbeitstechnische Herausforderung dar, erlaubt aber nun sowohl vielfältige Einzelfallstudien als auch allgemeine und vergleichende Aussagen, die im Ergebnis ein ebenso differenziertes wie auch tiefenscharfes Bild auf enorm breiter Quellengrundlage (Kap. 1.4.3 sowie Nachweise S. 423-444 [!]) ergeben und so manche eher verwaschenen Darstellungen in der – gründlich aufgearbeiteten und stets als Hintergrund mitgelesenen – Forschungsliteratur relativieren (zusammenfassende Darstellung in Kap. 1.2 und 1.3 sowie Nachweise S. 444-469).